Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 52 — Leipzig, den 22. Dezember — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Euch ist heute der Heiland geboren! Luk. 2, 11 — Weihnachtsgedanken — Sein Weihnachtsabend — Der Erlaß des preußischen Oberkirchenrats. Zur Entgegnung — Zum Schluß des Jahrgangs — Für Weihnachten: Ein Abreißkalender; Der Heiland im Werden und Wirken; Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom; Unter Palmen; Geschichte eines jungen Mädchens; Weihnachtsfestnummer; Christ und Jude — Zur Beachtung — Anzeigen

Euch ist heute der Heiland geboren!

Luk. 2, 11

Mit diesem Weihnachtsgruß sollen am Weihnachtsfest die Leser der Christlichen Welt gegrüßt sein. Der Gruß geht von Gottes wegen durch alle Lande, wohin das fröhliche und selige Evangelium von Gottes Huld in seinem Eingebornen Jesus Christus Eingang gefunden hat, und die ganze liebe werte Christenheit soll eins sein in Dank für Gottes Gnade, in anbetender Freude, daß die Menschenwelt nun nicht mehr sich selber überlassen ist und der eignen Verlorenheit, sondern daß Gottes lieber Sohn sich nicht geschämt hat, uns seine Brüder zu heißen. Lobsinget Gott und preiset seinen Namen!

Gott wird Mensch,
Dir, Mensch, zu gute,
Gottes Kind,
Das verbindt
Sich mit unserm Blute.

Es giebt nun keine Menschheit mehr ohne Heiland, der sie alle, die verlornen Sünder, zu seligen Gotteskindern wandeln will und kann. Es giebt eine Vergebung der Sünden fortan, daß unsre Missethaten nicht mehr uns und unsern Gott von einander scheiden, denn Jesus Christus ist unser Bürge geworden vor dem Vater. Es giebt eine Vollendung fortan, und die Trauer, mit einem verlornen oder doch elendes Stückwerk bleibenden Leben abzuschließen, sie wandelt sich zu der seligen Hoffnung des ewigen Lebens, und Jesus Christus, unser Heiland, er macht alles, alles gut.

Wohl dem, der durch Gottes Barmherzigkeit weiß, was es heißt, einen Heiland zu haben, ihn zu haben und zu halten, vielmehr von ihm gehalten, getragen, geborgen zu werden, den Gott uns zum Heiland geschenkt. Welch ein seliges Weihnachtsfest, nun an die irdischen Anfänge dieses Heilandslebens, das in Ewigkeit sich nicht auswirken und „der Geschichte angehören" wird, heranzutreten, um das Kindlein in Bethlehems Stall zu begrüßen. Niedrig und gering, wie jedes andre Menschenkind am Tage seiner Geburt, niedriger und geringer, als die meisten der vom Weibe Gebornen, und dennoch, der Glaube schaut an dem Unscheinbaren Gottes Herrlichkeit in seinem eingebornen Sohn. Das Herz voll seliger großer Ahnung, und diese Ahnung ist Gewißheit, ihr Inhalt ewige Erlösung, die er erfunden hat; die hoffende Frage: Was, meinst du, wird aus dem Kindlein werden? hat in Galiläa und auf Golgatha, am Ostermorgen und auf dem Oelberge, sie hat in dem unablässigen Geisteswirken des zur Herrlichkeit Gottes erhöhten Heilandes ihre Antwort gefunden. Alles, was die gläubige Christenheit in ihrem Herrn und Erlöser glaubt und von ihm erfahren hat, und alles, was die gläubige Christenheit von ihrem Herrn und Erlöser für alle Zukunft mit der Gewißheit des Glaubens erhofft, — in dem Kindlein der Weihnacht ist es da, ob auch unentfaltet, es ist dennoch da; und eben diese wunderbare Verbindung des Höchsten mit dem äußerlich Niedrigsten, der ewigen Weisheit mit der Unmündigkeit, der Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater und der Gestalt eines kleinsten Kindleins: das ist dem Glauben das süße, wunderbare, zur demütigen Anbetung und zum dankerfüllten Jubiliren erweckende Geheimnis der fröhlichen und seligen Weihnacht.

Gottes große Barmherzigkeit erfülle uns und alle unsre Leser mit dem Weihnachtsglanze seliger Freude über die Geburt des Herrn, daß wir es fassen und halten:

„Euch ist heute der Heiland geboren." A—s

Weihnachtsgedanken

Laß uns den Christbaum anzünden und ein wenig in seinem Glanze ausruhn. In der endlosen Unruhe dieser Zeit, wie wohl thut das!

Man hat mir gesagt, ich könnte nicht recht Weihnachten feiern. — Zünde auch noch das Transparent an, damit die heiligen Gestalten zu uns herüberleuchten: Maria und Joseph und das holde Kind und die Hirten. Wenn die Kinder dann kommen, wollen wir Weihnachtslieder singen.

Nicht Weihnachten feiern können! Das muß sehr traurig sein. Ich habe wohl Zeiten gehabt, in meiner Jugend, wo mein Herz nicht so an diesem Christkinde hing, wie jetzt, aber ich habe doch immer gut christlich mitgefeiert. Und diesmal habe ich mich besonders darnach gesehnt, und es ist mir zu Mute, als hätte ichs noch niemals so feiern können.

Sieh doch das Kind in der Krippe und die frommen Heiligen rings! Ob sie wohl so ausgesehen haben? Gewiß! Zwar damals hat kein Photograph mit dem Momentapparat die Gruppe fixirt. Aber dem Künstler, der sie so geschaut hat, glaube ich gern, daß sie so ausgesehen haben.

Wie merkwürdig doch, daß wir die leibliche Gestalt, die Gesichtszüge unsers Heilands nicht wissen. Und doch lebt in uns ein bestimmtes Bild von ihm. Künstler habens uns gemalt, gezeichnet, in Holz geschnitten, in Kupfer und Stahl gestochen, in Stein gehauen und — ins Herz gegraben. Wie verschieden ihre Auffassung bis auf die Modernsten, uns schwebt der Herr Jesus so klar vor Augen, daß wir jedem Bilde gegenüber fragen: Ist er auch ähnlich? wie es bei einem Bilde unsrer nächsten Bekannten unsre erste Frage ist. Völker und Jahrhunderte haben an diesem Christusbilde gearbeitet, das in unsrer Phantasie, in unserm Herzen lebt. Und niemand zweifelt, daß er so ausgesehen hat. Wie damals der leibhaftige Jesus den Menschen von Gott geschenkt worden ist, so auch das Bild, unter dem wir ihn bis heute uns vorstellen.

Aber wahrhaftig, man muß ihn selber geschaut, selber erfahren haben. Es ist ein triumphirendes Wort: wir sahen seine Herrlichkeit. Manche Gelehrte behaupten aus allerlei Gründen, dieses Wort habe nicht der Jünger Johannes selbst geschrieben, sondern ein Späterer. Mich würde das gar nicht

wundern. Können wir denn anders reden? Wir sahen seine Herrlichkeit. Wieviel verdanken wir doch unserm lieben Vater, unsrer lieben Mutter: wie viel mehr ihm! Ohne Dich, was würd ich sein? Gerade in diesen Tagen, wo gute, liebe Leute immer mit der Frage bei der Hand waren: Glaubst du das? Und glaubst du das? Und wie stehst du dazu? — ich stehe anders! — wie hab ichs doch da bis ins Innerste empfunden, klarer und dankbarer denn je, was für eine Wohlthat es ist, wenn man ihn selbst und seine Herrlichkeit geschaut hat. Hab es empfunden, daß ich niemanden zu beneiden brauche, der mir sagt, nein, ich hätte den rechten Christus nicht. Denn es giebt nur Einen Christus, und Gott sei Dank! den habe ich, und von dem kann mich niemand reißen. Und wenn ich Ihn nur habe! Hab ich doch alles, was mir dies Leben lebenswert macht, nur durch ihn, den Mut, das Gute zu wollen, zu predigen, zu thun .... Denke dir unser gemeinsames Leben, unser Haus ohne Seinen Segen, Seine Gemeinschaft, Seinen Geist: es wäre doch alles farblos, sonnenlos, friedlos. Wir haben so noch genug mit unsern Launen und Uebereilungen, mit unsrer Sünde zu schaffen — — denke, wir hätten die Zuflucht zu unserm Erlöser nicht!

Und dieses meines Heilands Geburtstag könnte ich nicht feiern? Armer Reicher, der du so mitleidig auf meine Armut herabsiehst! Zuweilen kann ich dem treuen Gott noch danken, daß er mich in Etlichem gewiß irren, daß er mich von mancher Lehre, die durch ihre Herkunft und Geltung ehrwürdig ist, abweichen läßt; ich empfinde das dann als ein Stück jener geistlichen Armut, die der Herr selig preist. Wäre ich in all meiner Erkenntnis korrekt, wie leicht könnte ich in Versuchung kommen, mich mehr auf die Korrektheit meiner Ueberzeugung zu verlassen, als auf die Gnade und Barmherzigkeit unsers Gottes, die uns in Christo erschienen ist. Und das wäre doch nicht evangelisch, nicht wahr?

Aber sieh dir das Kind noch einmal an. Der Maler hat es schlafend gemalt. Mir gefällt das viel besser, als wenn sie es früher mit erhobener Hand auf dem Schoß der Mutter sitzen und Hirten und Könige segnen ließen. Es ist gewiß solch ein hilfloses neugebornes Kindlein gewesen, wie unsers auch. Maria wird sich gefreut haben, wenn es so recht sanft und süß geschlafen hat. Und da dies Kind ein Mann ward, wie ist doch auch er aller menschlichen Gebrechlichkeit unterworfen gewesen. Aber dieser selbe, gleichem Menschenlose unterworfene Mann — er ruft alle Mühseligen und Beladenen zu sich. Er vergiebt Sünde. Er stirbt — nicht für sich, sondern für uns. Und daß das kein Wahnsinn war, sondern schlichte Wirklichkeit, wissen wir heut ganz anders als einst die Jünger, die im täglichen Verkehr seine Herrlichkeit schauten. Durch so viel Jahrhunderte hält er Wort und erquickt wirklich die Mühseligen und Beladenen, die zu ihm kommen, vergiebt Sünde und macht aus Sterbenden Lebende, aus Lebenden solche, die mit ihm sterben. Und das ist nicht nur eine Wirkung, wie die des Aristoteles und Plato, die heute noch mit ihren Ideen Einfluß üben; es ist eine Wirkung von Person zu Person, denn gegen das Sündenelend, in dem wir von Natur alle schmachten, helfen keine Ideen. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" So ist er täglich bei uns, kommt täglich zu uns, kommt heute, noch immer frei eingehend in unsern Wechsel der Zeit, in Kindesgestalt aufs neue zu uns, um zu neuem seligern Leben in uns geboren zu werden, er der Auferstandne, der gen Himmel Gefahrne, der da sitzet zur Rechten Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden — der auch dein und mein Herz bezwang.

Dieses erhöhten Heilands Geburtstag feiern wir heut — und wir sollten nicht recht Weihnachten feiern? Wir stehn auch anbetend mit an der Krippe zu Bethlehem unter den Hirten und Königen. Und diese Geschichten, die wir als Kinder aufsagten, über die zum Fest jeder Pastor predigt, haben ja eine unendlich tiefere Wahrheit, als je ein Historiker sie gegen alle Zweifel scharfsinnigster Kritik aus den besten Quellen feststellen kann.

Aber des Kindleins Herkunft? Nun, wir halten uns vor allen Dingen an das, was aus dem Kindlein geworden. Davon haben wir nicht nur sichere geschichtliche Kunde, das zu verstehen hilft uns die eigne Erfahrung. Dieser Sündenheiland ist nicht nur der Zeitgenosse der Apostel, er ist heute unser Freund und Lebensgefährte, dessen Kraft und Gewalt wir ohne Unterlaß an seinem Werk wahrnehmen. Und doch, eben wenn wir seine Erlösten geworden sind, ja wie können wir anders, als uns gerade an seinem Geburtstag unsre besondern Gedanken über seine Herkunft machen? Johannes der Täufer zeugte von ihm und sprach: „Dieser ist es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist." Und Jesus selbst zeugte auch: „Ehe denn Abraham ward, bin ich." Versenken wir uns in solche Worte, so hört doch all unser Denken und Vorstellen auf. Ich kann mir schwer eine Zeit denken, wo Er nicht war. Aber wie war er vor seiner Geburt? Außer und neben Gott? Unmöglich, sonst wäre er mein Erlöser nicht. Also ganz und gar in Gott? Und doch selbständigen Willens? Ja was wollen denn alle unsre Daseinsformen, was will der Zeitbegriff, auf Jesu vorzeitliche Existenz angewandt? Lassen wir doch dies spitzfindige Fragen nach dem Unausdenkbaren; es steht uns Kindern einer nüchternern Zeit übel an. Was mir in all dem Ungewissen gewiß bleibt, ist dies, daß er kein Sohn dieser Zeit, dieser Erde war. Was ihn uns wert macht, ist ja eben, daß er nicht mit uns in gleicher Verdammnis ist, nicht mit verloren unter dem Fluch dieses sündigen, eitlen und vergänglichen Daseins, sondern Kraft aus der Höhe, einer andern Sphäre angehörig, ein Kind der Ewigkeit, leibhaftiger Abglanz göttlichen Wesens — Gott von Gott! Gelobet sei der Unsichtbare, der in ihm sichtbarlich uns besucht hat! Kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch!

Aber hier, wo uns alle Erfahrung verläßt, wo nur Schlüsse ihre Brücke bauen hinüber in die ewigen Fernen des göttlichen Ratschlusses, des göttlichen Wesens — hier mehr als sonst in Glaubenssachen können wir nur stammeln, hoffend ahnen, stille sein und anbeten. Auch die heilige Schrift, je inniger wir uns in sie hinein versenken, bringt uns nur an die Schwelle dieses Geheimnisses. Einmal kommt schon der Christtag, wo der letzte Vorhang für uns hinweggezogen wird und Gottes Stimme einladet: Ihr Kinder, kommt herein!

Weihnachten! Zeit und Ewigkeit begegnen sich in dir; Gottheit und Menschheit vereinigst du; stillst die Sehnsucht meiner erlösungsbedürftigen Seele; machst wieder zu Kindern die altklugen thörichten Menschen, zu Gottes Kindern!

Sieh, da kommt eben die kleine Schar. Was singen wir doch zuerst? Ich denke:

> Es ist ein Ros entsprungen
> Aus einer Wurzel zart,
> Wie uns die Alten sungen,
> Von Jesse kam die Art,
> Und hat ein Blümlein bracht
> Mitten im kalten Winter
> Wohl zu der halben Nacht.

R

Sein Weihnachtsabend

Lächelnd warf am zwanzigsten Dezember morgens um 9 Uhr der Hilfsarbeiter am Bergamt zu Felsberg, Erich Hagen, seinen Brief an die Eltern in den Briefkasten, und weinend las ihn am einundzwanzigsten Dezember abends um fünf Uhr seine Mutter. Er habe sich kaum erst in Felsberg eingewöhnt, die Reise sei so weit und so teuer — in der That verlangte die Fahrt in die Heimat einen Tag und fast noch eine Nacht dazu —, auch wolle er seine Abhandlung, ehe er sie drucken lasse, noch einmal überarbeiten, deshalb wolle er diesmal Weihnachten da verleben, wo er eben sei. Das alles schrieb er, aber Eines schrieb er nicht: daß er sich am ersten Oktober, eine Woche nach Ablegung seines Staatsexamens, auf der Fahrt nach Felsberg fest vorgenommen hatte, diesmal Weihnachten nicht zu Hause zu sein.

Je reifer er geworden war — und für Reife hielt er das wachsende Bedürfnis, im Tagesstreite zwischen Naturwissenschaft und geistiger Weltanschauung die naturwissenschaftlichen Broschüren allein zu lesen, die zunehmende religiöse Entnüchterung

und den Sieg über Mutter und Schwestern, wenn diese nach einer Auseinandersetzung mit ihm über Fragen des religiösen Lebens verstummten — desto größere Schwierigkeiten hatte ihm gerade der Weihnachtsabend bereitet. Auch kam er sich bei dieser Gelegenheit etwas einfältig vor. Er mußte mit den Geschwistern im dunkeln Zimmer warten, ehe der Vater die Kerzen am Baume angezündet und die Mutter mit der Schelle geklingelt hatte, die sonst über Jahr nur zum Vorschein kam, wenn sie am Krankenbette nötig ward; er mußte ein Weihnachtslied mitsingen, ehe die Geschenke angesehen werden durften; dann kam die „Freude" — er teilte sie nicht —, dann kam das Danken, — er kam sich dabei wie ein Sextaner vor.

Nein, so sagte er sich, als ihn sein Zug am ersten Oktober in die Thäler hineintrug, in denen er als Kind jahrelang gewohnt hatte, und in denen er nun nach frohen Studentenjahren das praktische Leben auf sich warten sah — nein, diesmal verlebe ich Weihnachten nach meinem Sinn.

Damit nicht noch Zeit zu einer Auseinandersetzung bliebe, hatte er recht spät geschrieben, daß er nicht komme.

Gerade seitdem er seinen Brief geschrieben und dadurch ein rechtes Frohgefühl seiner freien Lage gewonnen hatte, merkte er erst, wie zudringlich doch eigentlich das Weihnachtsfest war. Es war nicht zu leugnen, daß Felsberg eine weihnachtliche Stadt war. Der heilige Abend sah aus allen weißen Tannen, die über den Häusern an hohen Thalwänden festlichfröhlich hinaufstiegen zu einem winterblauen Himmel; er sah aus hundert Puppen ernsthaft heraus, die aus einem prächtigen Laden von langen Schnüren herab in die jungen und alten Menschengesichter hineinschauten, die fröhlich die bunten Puppenreihen musterten; der heilige Abend flüsterte zwischen jungen Mädchen hinüber und herüber, die im Schnee eilig und vorsichtig von Laden zu Laden gingen und prüften und einander um Rat fragten und lächelnd eine jede dann doch das wählte, womit sie den Lieben die größte Freude zu machen hoffte, und der heilige Abend führte Wagen vor Erichs Haus, das am sogenannten kleinen Markte stand, und leitete in schwere Schuhe, in schwere Mäntel, in schwere Handschuhe gehüllte Bauern sorglich von diesen Wagen herab und half ihnen die herrlichsten Tannenbäume von diesen Wagen abladen und an die Häuser anlehnen, und er drängte dann an armen Weiblein und an reichen Damen und an Vätern, die infolge davon recht spät in ihre Amtsstuben kamen, daß sie die Tännlein und die stolzen Edeltannen aussuchten und selbst nach Hause trügen, oder er schob Knaben, die die blauen Hände in den Taschen wärmten, an die Damen heran und gab ihnen das Wort in den Mund: „Lassen Sie mich den Baum nach Hause tragen — zehn Pfennige — ich habe sieben Geschwister," und der heilige Abend flüsterte dann der Dame auf dem Markte in das Ohr: Gieb ihm dreißig Pfennige! und vor dem Hause und der Kellertreppe, über die der Knabe den Baum hinabtrug, in das sehr verschwiegene Dunkel des Holzkellers, flüsterte er ihr zu: Gieb dem Kinde fünfzig Pfennige, es ist ärmer als du!

Aber der heilige Abend trieb es noch schlimmer. Am Vorabend, dem dreiundzwanzigsten Dezember, setzte sich Erich an die Ueberarbeitung seiner Abhandlung, durch die er im September in der Prüfung gezeigt hatte, daß man ihn getrost von der Akademie nach der Bergstadt entlassen dürfe; aber genau um acht Uhr begann im anstoßenden Zimmer — und es trennte ihn nur eine sehr dünne Wand von dem Wohnzimmer seines Mietsherrn, des Registrators Wohlgemuth — die Hausfrau die Arbeit am Weihnachtskonfekte. Erich hörte das zweite Töchterchen sagen: „Mutter, im vorigen Jahre hast du fest versprochen, ich dürfte übers Jahr helfen, weil ich da viel verständiger wäre!" — Gut, Kind! — „Mutterchen, laß mich nur bis neun Uhr zusehen, keine Minute länger!" bettelte die Jüngste. — Wenn es dem Vater recht ist, darfst du so lange zusehen, aber dann geht es ohne Erbarmen in das Bett. — Erich kannte diese Erbarmungslosigkeit einer Mutter; er mußte sich seiner ganzen wohlbegründeten Auffassung des Weihnachtsfestes erinnern, um nicht die Sehnsucht nach seiner Mutter in sich aufkommen zu lassen. — Nun waren die ab- und zugehenden geschäftigen Kinderschritte zu hören, die Kleinste durfte

den Zucker holen, die Zweite drängte um den Vorzug, das Mehl abwiegen zu dürfen, die älteste Tochter brachte die Anisformen herbei; Erich hörte, wie Frau Wohlgemuth tadelte, daß die Teigreste im vorigen Jahre nicht pünktlich entfernt worden seien, er hörte das ganze liebe Geplauder, das nun entstand, als Schornsteinfeger mit Scherenspitzen von dem alten Teige befreit wurden, als Hähnen das Gefieder hergestellt und Schmetterlingen die Fühler in besten Stand gesetzt wurden: es kam eine Unruhe über ihn, die er sich als Aerger über die unterbrochne Arbeit auszulegen bemühte. Als er Frau Wohlgemuth dem Dienstmädchen den Auftrag geben hörte: „So, nun rührst du den Teig eine Stunde lang immer nach derselben Seite," da seufzte er: Das wird elf Uhr, bis die da drüben fertig sind! und wich. Er entfloh vor dem Familienleben, das nun vor dem unwillkürlich Lauschenden traulich und harmlos und von dem herzlichen Vorerleben des heiligen Abends verklärt sein Wesen trieb.

Er blies die Lampe aus und suchte den Kreis seiner Freunde auf.

Dafür wollte er nun früh um acht Uhr recht gesammelt an die Arbeit gehen: aber da begann Frau Wohlgemuth den Kuchenteig zu schlagen und rief, als ob sie ihrem Namen Ehre machen müsse, gar noch durch die Wand dem Mietsmann fröhlich zu: Ja, Herr Hagen, so läutet man Kuchenbackensamstag ein! Dieser aber legte schnell den Ueberzieher an und eilte mit dem Manuskript seiner Abhandlung und der Berliner Ausgabe des kleinen Buches von Lamettrie: „Der Mensch eine Maschine" von 1775, die er sich noch als Student gekauft hatte, nach dem Bergamtsgebäude. Hier war er ungestört, in seinem kleinen Arbeitszimmer war es behaglich warm und einsam, man sah die hellen Berge, Vögel flatterten auf das Gesimse und pickten die Brosamen, die Erich täglich streute: sein Geist eilte ihm, wie er durch die Straßen rasch dahinschritt, voran an den Schreibtisch. Aber die Bureaus waren ungeheizt; der alte Amtsdiener sagte mit sichtbarer Verwunderung, als ihn der Schall der Tritte aus seinem Zimmer gerufen hatte: Ach, Herr Hagen, sind Sie hier? Am Beschertage ist, so lang mir es denkt, noch keiner der Herren je dagewesen.

Erich drehte sehr verstimmt um. Langsam verstrich ihm der Tag unter Lesen, ungeduldigem In-die-Straßen-gehen, gelangweiltem Wiederzurückkommen und wieder Lesen. Als es im Zimmer dämmerig wurde, rückte er einen Sessel an das Fenster und sah über die weißen Straßen und Dächer nach den schon in das Grau sich verfärbenden abendlichen Schneebergen; die Gedanken an die Heimat hielt er absichtlich fern. Die Kinderstimmen im benachbarten Zimmer waren dagegen sehr störend; das Klingeln des Schellengeläutes am Paketpostwagen, der eben noch von Haus zu Haus fuhr und die letzte Gabe rasch unter die noch im dunkeln Zimmer träumenden Christbäume legte, war ebenso ärgerlich. Dann begannen die Glocken der verschiednen Kirchen zu läuten und fromm und liebreich in die Hausthüren und durch die Ritzen der Fenster hineinzurufen: Nun geschwind, ihr Christenleute, zur Bescherung des Herzens hinein in die hellstrahlenden Gotteshäuser, und dann an hundert erleuchteten Fenstern vorüber, die das Kerzenlicht der Tannenbäume in die weiche gütige Dämmerung des Weihnachtsabends senden wollen, in diese Häuser selbst hinein, die Treppen hinauf liebreich, geschäftig, geheimnisvoll, und die Kindlein versammelt zum heiligsten Gesange und zum fröhlichsten Jubel des Erdenjahres! Erich hörte diese Glockenrufe und ertappte sich nach langem, unbewußtem Sinnen darauf, daß er überlegt hatte, wie es jetzt zu Hause zuginge: Sie gehen nun alle in den Dom, der Vater drängt, daß früh gegangen wird, denn er will, daß alle so sitzen, daß sie nicht nahe an der zugigen Thüre ihre Plätze finden. Vielleicht bleibt die liebe Mutter zu Hause, sie ordnet und fügt neu hinzu und wartet auf die Post; die Kinder kommen nach der Kirche vor dem Vater die Treppe herauf, Hedwig, die jüngste, fragt: Darf ich nur ein einziges mal durch das Schlüsselloch sehen? aber Luise, die älteste Schwester, ruft warnend: Gieb acht, das Christkind bläst dir die Augen aus!

Erich wird wach und sieht, daß er lange geträumt hat

und was er geträumt hat, und merkt, daß er es nicht in seinem Zimmer aushalten kann. Es ist nun sechs Uhr. Es zieht ihn hinaus nach seinen Bergen. Felsberg liegt an der westlichen Schmalseite eines merkwürdigen fast stundenlangen Bergzuges, der wie ein Querriegel das Gebirge durchzieht und mit seinem flachen Rücken eine bequeme Verbindung für verschiedne Gebiete dieses Berglandes herstellt. Eine schöne Staatsstraße zieht von Felsberg hinauf zur „Mauer," so heißt dieser lange Rücken, und Erich war diese seit Oktober manchmal gegangen. Unten lag die Stadt geborgen in den Fältelungen der Bergseiten; in dem Maße, in dem der Wandrer die Höhe erstieg, traten Berge und Thäler deutlicher hervor, und endlich lud eine Bank unter einem herrlichen alten Nußbaume zum Rückblick von der nun erstiegnen Höhe auf das jetzt ganz aufgeschlossene Bergland ein. Jetzt sah Erich in der in die Nacht übergegangnen letzten Dämmerstunde nichts mehr als die Lichter von Felsberg und den Schimmer aus fernen Bauernhöfen, und hörte die Glocken der Weihnachtsgottesdienste, die in den Dörfern ringsum die Landleute in ihre kleinen, kalten, aber von Kerzen erleuchteten und im Dufte des Tannenreisigs stehenden Kirchen versammelten. Und diese Glocken erzählten ihm nun so deutlich von seiner Mutter, daß er trotz dem „Menschen eine Maschine" in seiner Tasche es sich nicht mehr verschweigen konnte, daß er seine liebe Mutter sehr betrübt hatte. „Wenn mir auch Weihnachten nichts mehr ist, ich hätte es ihr nicht anthun dürfen, daß ich wegblieb!" sagte er nun zu sich. Aber es war zu spät.

Dunkel zeigte sich das mächtige Astwerk des entblätterten Nußbaums. Erich dachte: Soweit gehst du noch, dann drehst du um, in einer Stunde bist du in Felsberg, dann ist es acht Uhr, die Bescherungen sind überall vorüber, und du findest den einen oder andern Bekannten in den „drei Sternen." Unter diesen Gedanken hatte er den Baum erreicht, er trat dicht an seinen Stamm heran und schaute durch das kahle, breite Geäst hinauf. Da standen wie Kerzen an einem Weihnachtsbaum die funkelnden Sterne einer klaren Winternacht auf allen Aesten und Zweigen, und Erich sah, daß ein Christbaum mit unverlöschlichen Lichtern ihm nachgezogen war, da Erich ihm hatte entfliehen wollen. Nun war es kein Heimweh, das über ihn kam, über ihn kam die Wahrheit seines Lebens; es wogten Erinnerungen in ihm herüber und hinüber, und inmitten der Ratlosigkeit, die ihn erfüllte, erkannte er mit plötzlicher Klarheit, daß er in seinen Jünglingsjahren erst von dem Geiste des Vaterhauses getragen worden war, daß er sich dann von den in der gelehrten Jugend an sich, wie in dem Jahrhundert überhaupt immer nahe liegenden Instinkten des Zweifels und der Ablehnung des Außerirdischen hatte überwältigen und in weicher Nachgiebigkeit führen lassen; er sah, daß er bis jetzt noch nie die Entscheidung seines Lebens getroffen, nie etwas ganz ergriffen und gesagt hatte: Das will ich sein und behaupten! Da rief er in der Geängstetheit seiner Seele: Ach, du Gott meiner Mutter und meines Vaters, führe du mich zum Rechten!

Ein merkwürdiges Schluchzen ertönte nach diesem Ausrufe wie eine Antwort; von der Bank vor dem Nußbaume, auf die Erich vorhin nicht geachtet hatte, erhob sich eine Gestalt; ein Mädchen kam zum Vorschein und sagte: Ach, Herr, ich hielt mich still, weil ich mich vor Euch fürchtete. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr. Ich diene drüben in Schwarzenbach und will heute Abend nach Hause.

Wohin geht Ihr Weg? sagte Erich mit weicher Stimme.

Ich muß noch zwei Stunden gehen, bis nach Biberbronn, und bin todmüde, ich habe mich für die Bescherung und die Feiertage zu schwer bepackt, die Arme sind mir wie abgestorben, ich bin kaum noch bis hierher gekommen. Und nun weiß ich nicht, wie ich nach Hause kommen soll.

Sie schluchzte von neuem in ihrer Angst, daß sie nicht zu den Ihrigen kommen könne.

Erich war glücklich, daß er, der eben noch verirrt in der Welt sich fühlte, einem Kinde, das nach Hause verlangte, hilfreich sein durfte. Er ging zur Bank, nahm den schweren Pack des Mädchens und sagte freundlich: Ich begleite Sie ein Stück, bis zum „Eck" vielleicht, dann liegt das größte Stück Weg hinter Ihnen. Dankbar folgte das Mädchen dem rasch Voranschreitenden.

Die schwere Last, die er abwechselnd auf die Schultern nehmen mußte, da sie anders nicht zu tragen war, gab ihm anfangs ein eigentümliches Frohgefühl; der Druck, der seit zwei Tagen doch auf ihm gelegen hatte, war verschwunden, und er sah jetzt erst, daß er in der Herrlichkeit einer Winternacht dahinschritt. Die Einzelheiten, die er wahrnahm, schmolzen in ihm zu einem feierlichen Erleben dieser Nachtstunde zusammen. Ueber die weiße, festgefrorene Straße, über das im Schnee halb eingedeckte Heidekraut und Heidelbeergestrüpp und über die beschneiten Wälder breitete sich das Mondlicht hell und flimmernd aus; manchmal stäubte eine Schneelast von einem Ast herunter, und es sprühte dann ein klingendes Rieseln herab; ein Nachtvogel stieß sich, durch den Schritt der Wandrer erschreckt, vom Aste ab und brach durch die Zweige, der Schnee fiel in schweren Ballen von Ast zu Ast herunter und schlug dumpf auf dem Boden auf; aus dem Hochwald in der Tiefe hörte man, wie ein Baum sich spaltete, dem der Frost zu weh gethan hatte; nicht selten erklang das Brechen der Aeste, denen die winterliche Last zu schwer geworden war; dazwischen aber waltete das tiefe Schweigen der Nacht, das unruhige Glitzern zahlloser hellglänzender Sterne und das geheimnisvolle Licht des Mondes, das die Nähe so klar und die Ferne so dunkel verschwimmend machte.

Erich wurde dem Banne dieser ihn feierlich berührenden Erscheinungen durch die Bemerkung seiner Begleiterin jäh entzogen, daß dort der Adelhöfer wohne. Es war dem Mädchen unbegreiflich gewesen, daß der Fremde so völlig schwieg, und als nun von einer Wiesenmulde herauf das Licht eines Bauernhofes schimmerte, glaubte sie ihn darauf aufmerksam machen zu sollen. Ach, der Adelhöfer, der lebt also noch! sagte Erich. Er kannte den Hof sehr gut aus seiner Knabenzeit. — Der Alte ist lange tot, jetzt wirtet der Joseph, Herr, er ist in Euerm Alter etwa, vielleicht auch ein paar Jahre jünger. — Der Joseph! gab Erich halblaut zurück. Vor fünfzehn Jahren hatte er einmal Joseph aus der Ferne mit der Neugierde, mit der ein evangelisches Kind auf das Fremdartige der katholischen Uebungen sieht, wenn es nicht unter Katholiken aufgewachsen ist, zugesehen. Vor Erichs innerm Auge stand jeder Zug in dem Bilde hell da, wie er es damals in seine empfängliche Knabenseele aufgenommen hatte.

Erich war mit seiner Mutter den schmalen Waldpfad heruntergekommen, der nahe am Adelhof vorüberführte. Ehe sie den Hof noch sahen, hörten sie Bruchstücke des Vaterunsers von einer ältern Stimme vorgesprochen und von einer Kinderstimme wiederholt. Als sie näher kamen, erkannten sie die Adelhöferin und ihren kleinen Joseph; sie las Reiser vom Boden auf, der Wind trieb der gebückt Voranschreitenden den Oberrock und die Schürze bauschig in die Höhe, sie ordnete am Rocke, raffte Reisig in die Schürze und sprach ihrem Buben die Litanei in kleinen Sätzen in dem für die Litanei üblichen Tone vor; der Knabe traf in der Wiederholung genau den Ton der Mutter, aber die fromme Einübung hinderte ihn nicht am Spiele, wie sie die Bäuerin nicht am sorgfältigen Sammeln der Reiser hinderte. Er stand in der Hausthür, und während die vorsprechende Mutter bald dem kürzlich gefällten und gesäuberten Tannenstamme gebückt entlang ging, bald nach dem Rasenplatz hin sammelte, tanzte er die Thürschwelle hinauf und hinab oder machte einen Schritt an der Hauswand hin, breitete die Arme aus und fuhr klappend mit den Händen über die Schindeln der Wand. Dabei geschah es zuweilen, daß er den vorgesprochnen Satz nicht mehr ganz fand, dann stockte die helle Knabenstimme, die gebückte Mutter schalt und wiederholte dem Kleinen das Vergessene, ohne aufzuschauen. Dies Bild eines Jenseitslebens in den Formen naiver Diesseitigkeit stand in dem weiten Rahmen einer wald- und wiesenreichen Gebirgswelt; man sah keine andern Häuser, keine andern Menschen; nur die Sonne schien auf Haus und Feld, Mutter und Sohn, und der Wind schüttelte die Edeltannen.

Erich lebte in dieser Erinnerung. Aber dem Mädchen war das Schweigen unbequem, und sie sagte: Der Adelhöfer ist ein vermöglicher Bauer! — Was ist der Adelhöfer für ein Mann? fragte Erich. — Es ist ein Katholischer, Herr, aber ein

braver Mann; er lebt still für sich, rechtschaffen, und wo er Fuhren besorgt, da gilt er für die Zuverlässigkeit selbst. — Er ist in Einheit mit der Ueberlieferung der Seinigen herausgewachsen, wie seine Edeltannen eins mit der Natur, er hat nicht gefragt, sondern hat sich von dem Lebensstrome seiner Welt durchrinnen und tränken lassen, und so wird er bleiben bis an sein Ende, unzwiespältig, wie der Bergahorn an seinem Hof, sagte Erich für sich hin. Es zog ihn in sehnsuchtsvollem Neid zu dem Manne, der da unten vor drei Stunden für sein Kind, das noch nicht sprechen, aber schon sich freuen konnte, den ersten Christbaum angezündet hatte.

Erich fühlte, daß das Mädchen das Bedürfnis hatte, auf diesem Gange durch den nächtlichen Wald eine freundliche Stimme zu hören, und er fragte, von dem Gedankengange geführt, der ihn seit einer Stunde innerlich ganz und gar beschäftigte: Ist ein guter Pfarrer in Schwarzenbach? — Es ist ein alter da und ein junger. Der Alte schreibt Bücher, und da hat er einen Jungen nötig. Den Jungen haben die Leute eigentlich lieber, er sieht nach den Kranken und predigt auch ganz anders als der Alte. Sie sagen, der hätte zu viel Vernunft. Neulich habe ich sie bedient, ich bin nämlich im goldnen Hirsch in Schwarzenbach, — waret Ihr schon einmal dort? — Erich verneinte — und da kommen die Herren Donnerstags zusammen, und da sagte der Herr Pfarrer zum Vikar: Wie können Sie das glauben und das glauben? — dabei sagte er ihm ein paar Bibelsprüche; da giebt ihm der Herr Vikar zur Antwort: Wenn ich warten wollte, bis ich mir alles zusammengereimt habe, dann könnte es mir gehen wie unserm Nachbar Dieterlein in meinem Heimatsdorfe. Der brach sein Haus ab, weil er ein neues haben wollte, und nun sitzt er im Regen und wartet auf sein neues Haus. Ich fordere die Nachfolge unsers Herrn an mich und bleibe in dem Hause wohnen, das er und die Geschichte gebaut haben, obgleich es mir geht wie meiner Mutter selig, ich möchte die eine Stube nach der Sonnenseite haben und die andre nach Norden, aber sie hat gern in ihrem Hause gewohnt trotz allem Klagen und ist erst nach seligem Tod hinausgetragen worden, und so bleibe ich im Hause des Herrn. So sagte der Herr Vikar, und ich glaub, ich verstehe, was er meint.

Auch Erich verstand den Herrn Vikar.

Er besann sich, wie sein Spruch am Einsegnungstage gelautet habe, es war ihm, als sei er gewesen: Halte, was du hast — —

Das Mädchen hatte bemerkt, daß der Fremde ihr mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, und fuhr nun im Weitergehen fort: Wisset, Herr, hier herum halten die Leute am Alten fest. Seht Ihr da unten die Thalmühle? —

Erich hatte sie schon seit einiger Zeit gesehen, die „Mauer“ war gerade auf eine lange Strecke hin unbewaldet, und man sah in der Tiefe einige erleuchtete Fenster als helle Punkte von einer ziemlich schneefreien und darum dunkeln Tannenschonung abgehoben —

Da liegt der Thalmüller schwer krank, ach Herr, schwer krank, die Leute sagen, er müsse sterben; neulich war mein Herr bei ihm und hörte da einem Gespräch zu, das der neue junge Oberförster in Eschenbach mit dem Thalmüller führte, das ist so ein Neumodischer. Der sagte: Thalmüller, wenn Ihr Euch ein Leids anthut, das nimmt Euch niemand übel. — Doch, Herr Oberförster, sagt der Thalmüller, einer nimmt mirs übel. — So, und wer wäre das, fragt der Andre. — Das ist der Thalmüller, sagt der Kranke; ihr junges Volk glaubt nicht an Gott, wenn er euch nicht mit Kreide an der schwarzen Tafel bewiesen wird. Das müsset ihr aber halten, wie es euch recht scheint. Aber ich habe leben wollen, als gäbe es einen Gott. Das sind doch zweierlei Leben, Herr Oberförster, und man merkts, wo einer will, daß ein Gott sei für andre und für ihn, und wars ein Irrtum, so wars ein frommer, ein herrlicher Irrtum und besser, als wenn einer Recht gehabt hätte mit seiner Meinung, es gäbe keinen Gott, und sich darum nicht über sich gestreckt. — Das ists, Herr Oberförster, hat der Thalmüller geschlossen, das Uebersichstrecken, das Größer-werden-wollen an Herz und Seele, als man von Hause aus ist.

Rede ich Euch zu viel, Herr? fragte das Mädchen plötzlich schüchtern, als Erich stumm weiter schritt.

O nein, nein, sagte Erich, Ihr sagt mir Sachen, die nicht in dem Buche stehen, das ich in der Tasche habe. Wie heißt Ihr denn?

Evchen Gschwind, Herr!

Erich mußte trotz dem Ernste, der ihn erfüllte, lächeln. — Ihr wart gewiß eine gute Schülerin?

Ihr meint, weil ich an einem fort erzählen kann? Hier herum reden die Leute gern von so ernsten Sachen, und da spricht man mit und weiß gar nicht, daß mans kann.

Die beiden waren am „Eck“ angekommen, hier ging Evchens Weg von der „Mauer“ hinab nach Biberbronn. Oefter unterwegs hatte sie zu Erich gesagt, er solle umkehren, es werde so spät, und man warte gewiß zu Hause auf ihn, oder er solle ihr wenigstens den schweren Pack wieder einmal geben; aber Erich hatte immer ohne viele Worte seinen Weg an ihrer Seite fortgesetzt. So wollte er auch jetzt auf der abwärtsführenden Straße weitergehen; sie aber sagte: Wenn Ihr denn so wollt, Herr, — aber wir gehen nun rechts hinab durch den Wald, den nächsten Weg zum Forstwart, der drunten am Waldsaume über Biberbronn wohnt; er hat mir einen schönen Tannenbaum versprochen. — Erich ließ das Mädchen vorangehen, denn er kannte den Weg, den sie einschlug, nicht; er mußte langsam gehen, der Weg lief auf gefrornem Boden bergab, und sein müder Arm hielt eine schwere Last, aber es trug ihn etwas, das in ihm kein Bewußtsein der äußern Schwierigkeiten aufkommen ließ; als er da oben unter dem Nußbaum anhielt und dann, als er aus dem Munde des Bauernkindes das hörte, was sie selbst naiven Herzens irgendwo erlauscht hatte, da hatte er zum erstenmale erkannt, in welchem Irrtum er gelebt habe. Er hatte seither geglaubt, es handle sich um den Wert, die Echtheit, das Alter und die Geschichte der Bibelbücher, und nun sah er, daß es sich um ihn handle! Er hatte seither geglaubt, er müsse bei den Astronomen sich erkundigen, ob ein Stern vom Morgenlande westwärts wandern könne bis zu dem kleinen Bethlehem, nun sah er, daß er ein Leben aufwenden müsse, um das köstlichste und heiligste Leben, das je gelebt wurde, zu ergründen und sich einzueignen. Es war nicht Reue, nicht Zerschlagenheit, das ihn nun erfüllte, sondern das mächtige Lebensgefühl, daß unermessene Weiten für ein frohes und getrostes Vorwärtsschreiten aufgethan seien, und daß über diesen Weiten ein Stern mit ruhigem und seligem Glanze stehe, auf den er nun alle Tage seiner Wanderung hinschauen werde.

Was nun bis zum Schlusse dieses Tages von ihm erlebt wurde, ward ihm in der Erinnerung wie wunderbare Träume, die an ihm vorüberzögen, frei von aller Schwere des Irdischen, wie gesungen und nicht so geschehen, wie alles Irdische geschieht.

In weißen Tannen eingeschneit und in den warmen Lichtstrahlen seiner hellen Fenster liegend, stand bald das Häuschen des Forstwarts vor ihnen. Hunde bellten, als sie die Hausthüre öffneten, aber ein stämmiger Mann in einem breiten, in das Graue spielenden Barte erschien und beruhigte die Tiere. Ein warmes, winterstilles, weihnachtsfrohes Zimmer nahm sie auf. Am großen Kachelofen saß der Großvater. Die noch ziemlich junge Hausfrau hatte ein Andachtsbuch aufgeschlagen vor sich und ließ das Lesen, als die Fremden kamen, begrüßte Evchen mit festem Handschlag und darnach Erich, dessen Begleitung diese erklärte, mit dem gleichen Gruße. Der Waldmann umwedelte die Ankömmlinge. Eine Kukuksuhr schlug neun Uhr. Wohin Erichs Auge sah, war alles Ausdruck des Festes, Tannenzweige schmückten die Uhr, umschlangen die Gewehre an der Wand und staken hinter den Bildern, von denen eins die Stufen des Alters von der Wiege bis zur Bahre, ein andres das Begräbnis des Jägers durch die Tiere darstellte. Während der Forstwart den bereitstehenden dichten und geraden Tännling für Evchen holte, öffnete die Hausfrau die Schlafstubenthür und ließ die Gäste ihre schlafenden Kinder sehen, zwei schöne Knaben, auf deren Wangen der Schein der Morgenstunde blühte, in der das Christkind sie wecken und beschenken wollte. Evchen drängte zum Gehen. Und nun wäre sie am liebsten die letzte Strecke an der flacher gewordnen Bergseite hinabgeeilt, doch der beladene Be-

gleiter wie der Tannenbaum in ihren Händen nötigte sie zur Geduld. Aber schon vor dem Hause rief sie jauchzend: Mutter — hier bin ich! Und das Fenster ging auf, und ein Frauenkopf erschien, die Thüre ging auf, und der kleine Bruder stürmte ihr entgegen, und der Vater trat wenigstens in die Thüre. Als er nun mißtrauisch den fremden Herrn mit Evchens großem Packe kommen sah, sagte diese, noch ehe sie ihn begrüßte: Vater, das ist der allerbeste Herr in der Welt, denk nur — und nun erfuhren sie alle, daß ohne Erich der Weihnachtsabend eine Zeit wartender Unruhe und Angst geworden wäre.

Ueber eine Stunde später war Erich wieder auf dem Rückwege. Er dachte mit glücklichem Lächeln zurück an das kaum Vergangne: ein Tisch mit Mehlsuppe und einer Eierspeise und gekochten Zwetschen, ein Evchen, das einen großen Klotz herbeitrug, und ein Erich, der mit dem Beile den schönen Christbaum in den Klotz einpaßte, ein Evchen, das den großen geheimnisvollen Pack öffnete, nachdem der Bruder in die Küche verbannt worden war, und ein Erich, der sich im Anblick der zahllosen Aepfel und Nüsse, der Honigkuchen, der Winterschuhe, der Trompete, der Arche Noäh, der Sonntagshaube und was alles sonst noch unter den Baum gelegt werden sollte, nicht mehr erstaunte, warum dieser Pack seinen Träger so sehr belastet hatte, ein Evchen, das Nüsse, Aepfel, Zimmetsterne und Schornsteinfeger mit Zwirn versah, und ein Erich, der diese Schätze am Baum aufband und Kerzen auf die Zweige setzte, und das so flink, so fröhlich, so beseligten Herzens — ach, solch einen Christabend gab es nur noch einen, und für diesen war Erich verhindert gewesen; und er schaut zurück auf den Bauer, wie er das Evangelium dieser trauten, deutschen Christenstunde vor dem angezündeten Baume stehend vorliest, und auf die Bäuerin, wie sie sagt: Herr Bergmann, ich möchte Ihnen so gern etwas dafür schenken, daß sie mein Kind uns über den Berg gebracht und uns die Weihnacht beschert haben, und er sieht sich selbst, wie er sagt: Gebet mir das Buch, das dort liegt, und er sieht, wie Evchens Mutter sagt: Ja, Herr, Euch soll es geschenkt sein, und ein zerlesenes Neues Testament von der Kammbank nimmt und es dem Herrn Bergmann mit Aepfeln und Nüssen zusammen unter den Baum legt, und wie er es dann von dort nimmt und sich in einer Weise beschenkt fühlt, die ihresgleichen seither nicht gehabt hat, und er schreitet in diesen Bildern lebend weiter, zum „Eck“ hinauf, auf der „Mauer“ hin, und die Erinnerung geht mit ihm, und er sieht, wie er in seinen Ueberrock greift und ein Buch herausnimmt, auf dem in französischen Worten steht: Der Mensch eine Maschine, und zum knisternden Ofen geht und es hineinwerfen will, aber wie Evchens Mutter wehrt und sagt: Herr Bergmann, es ist schade um den schönen Einband, gefällt Ihnen das Buch nicht mehr, so verschließen Sie es; Sachen, in die man nicht sieht, sind nicht da, und er sieht, wie er nur Bücher, Nüsse und Aepfel in seinen Taschen unterbringt, und er sieht vertrauende Gesichter ihn umringen und rauhe Hände, die seinen vielmal schüttelnd, und hört Worte des Dankes und hört, wie er verspricht wiederzukommen. Und dann kommt der Weg in der schönen, sternenreichen, stillen Nacht.

Als Erich unter dem Nußbaum wieder stand, sah er abermals hinauf, und wieder standen Sterne und Sternlein auf allen Zweigen, und laut sprach er: Du Gott meiner Eltern hast meinen Ruf erhört, mein Leben soll mein Dank sein.

Müde zum Tode und froh zum Leben trat Erich um zwei Uhr in sein Zimmer. Es lag ein Brief der Mutter auf dem Tische, die letzte Post mußte ihn gebracht haben. Er zündete die Lampe und zwei Kerzen an, die für die Festtage festlich auf seiner Kommode standen, im hellen Lichte sah er, daß ein künstliches Tannenbäumchen, wie der Konditor es verkauft, und ein großes Lebkuchenherz auf dem Tische seiner wartete, eine Gabe, die ihm die Kinder der Hauswirte still fröhlich hingelegt hatten; inmitten dieser Lichter und dieser Bescherung las er den Weihnachtsbrief seiner liebenden Mutter. Eine große Bewegung flutete über ihn hin und warf ihn nieder. Dann ergriff er die Feder und erzählte in tiefster Nacht der Mutter, was er am ersten Oktober beschlossen und vom einundzwanzigsten Dezember bis zu dieser einsamen Christnacht erlebt hatte.

Diesen Brief legte seine Mutter in die Bibel, zum zweiten Kapitel des Evangeliums Lukas. Dort liegt er noch, nun ein altes Blatt, und erzählt von einer Weihnacht des Herzens, deren Lichter nicht erlöschen. H O

Der Erlaß des preußischen Oberkirchenrats

Zur Entgegnung

Wir erhalten von beachtenswerter Seite folgende Zuschrift:

Die Beurteilung, der D. Rade in Nr. 50 der Christlichen Welt den Erlaß des preußischen Oberkirchenrats unterzieht, wird meines Erachtens diesem Erlaß nicht vollkommen gerecht, und das liegt wohl an ihrem Ausgangspunkt.

Der Erlaß kann keineswegs dazu bestimmt sein, „den von Professor Harnacks Artikeln ausgegangnen Streit behördlich zu entscheiden.“ Da es sich hier zunächst um einen theologisch-wissenschaftlichen Streit handelt, so ist eine solche Entscheidung ebensowenig Sache des Oberkirchenrats, wie ein Vorgehen gegen den mittelbaren Urheber des Streites, gegen Professor Harnack.

Auch ist der Erlaß nicht notwendigerweise dahin zu verstehen, daß „auf dem Wege seelsorgerlicher Zucht seitens der Generalsuperintendenten und Superintendenten die moderne Theologie ausgeschlossen werden soll vom geistlichen Amte in der preußischen Landeskirche.“ Vielmehr müssen und können wir, ehe die Thatsachen das Gegenteil beweisen, um der christlichen Liebe willen auch zu dieser Behörde das Zutrauen fassen, daß ihr Erlaß so wahrhaft evangelisch gemeint ist, wie es sein Wortlaut an die Hand giebt, daß nämlich die Generalsuperintendenten als väterliche Freunde, als rechte Seelsorger den die Ordination Begehrenden zur Seite stehen sollen. Ja, wir dürfen noch weiter gehen und dessen sicher sein, daß der Oberkirchenrat gegebnen Falls eine mißbräuchliche Verwertung seines Erlasses seitens eines Generalsuperintendenten zu verhindern wissen wird.

Nach Ablehnung dieser Mißverständnisse läßt sich nunmehr die Frage leicht beantworten: Was will der vorliegende Erlaß? Gegen wen ist er gerichtet?

Wie schon sein erster Satz und dann auch der erste Satz des zweiten Absatzes an die Hand giebt, liegt die Veranlassung zu seiner Veröffentlichung in der „tiefen Beunruhigung, die durch die Auslassungen des Professors D. Harnack in seiner im August d. J. veröffentlichten Antwort an Studierende der Theologie über die Wertschätzung und den Gebrauch des Apostolikums sowohl bei vielen evangelischen Geistlichen, als auch in weiten Kreisen des evangelischen Volkes hervorgerufen ist.“ — Dieser Beunruhigung wird nun so gewehrt, daß das an Professor Harnacks achte These (vergl. Christliche Welt Nr. 34, Spalte 769 f.) sich anknüpfende Mißverständnis, „als könne auch derjenige, der in einer den Grundwahrheiten des gemeinsamen Christenglaubens widersprechenden Glaubensüberzeugung steht, aufrichtigen Herzens Diener am Wort der evangelischen Kirche sein,“ rundweg abgelehnt wird. Obwohl nämlich Professor Harnack selbst dieses Mißverständnis in seiner achten These durch die Forderung, „daß der betreffende Theologe mit dem Grundgedanken seiner Kirche übereinstimmt“ und dann durch die Mitunterzeichnung der Eisenacher Erklärung ausgeschlossen hat, so ist es doch vielfach bei seinen Gegnern aufgetaucht und waltet wohl auch jetzt noch mehrfach ob. Wenn man die im Erlaß nach dem oben zitirten Satze stehenden Worte: „der Umstand, daß ein Mißverständnis hierüber hat entstehen können“ beachtet, so wird meines Erachtens der Vorwurf einer „unerhörten Verdächtigung“ hinfällig. Der Oberkirchenrat selbst hat diese schwere Anklage nicht erhoben, sondern er hat nur der Thatsache, daß sie erhoben werden konnte, und daß sie erhoben worden ist, Rechnung getragen, indem er seinerseits die der Anklage zu Grunde liegende Auffassung gänzlich ausschließen wollte. — Doch auch der Beunruhigung, die auf Seiten der Freunde Harnacks wohl vielfach entstanden ist, wird gewehrt, indem im dritten Absatz des Erlasses die freie evangelische Stellung zum Bekenntnis als berechtigt anerkannt wird. Man braucht, ja man darf meines Erachtens demnach das nicht zwischen den Zeilen lesen, was D. Rade zwischen ihnen

lesen zu müssen meint, „daß nämlich die theologische Wissenschaft unsrer Tage — die ja in der vom Oberkirchenrat anerkannten Weise zum Bekenntnis steht — für unfähig erklärt wird, echte Verkündiger der göttlichen Wahrheit fürs Amt heranzubilden.“ Eine solche Entscheidung, die wieder auf das theologisch-wissenschaftliche Gebiet hinübergreift, zu treffen, ist, wie schon oben bemerkt, nicht Sache des Oberkirchenrats.

Und nun zum Schluß noch ein Wort zu D. Rades Fußnote auf Spalte 1159 f. Der Oberkirchenrat hat in seinem Erlaß gar nicht darnach gefragt, ob „eine von der Christenheit bekannte Thatsache vor unbefangner wissenschaftlicher Forschung noch immer die Probe der Wahrheit besteht“; sondern er hat nur aus der zu scharf formulirten sechsten These Harnacks (vergl. Christl. Welt Nr. 34, Spalte 769, wo es nicht „Anstoß nehmen müssen,“ sondern nur „Anstoß nehmen können“ heißen durfte) den berechtigten Schluß gezogen, daß Harnack seine Auffassung des Satzes „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“ als eine durch die theologische Forschung allseitig rezipirte Lehrmeinung dargestellt hat. Dem gegenüber hat der Oberkirchenrat sich auf das Urteil zahlreicher hervorragender Vertreter der theologischen Wissenschaft, die zu andern Resultaten gekommen sind, berufen. Damit hat aber diese Behörde nur das thatsächliche Verhältnis der theologischen Forschungen in Betreff dieses Satzes klargestellt.

Alle diese Erwägungen berechtigen uns meiner Ansicht nach, in dem Erlaß des Oberkirchenrats eine Kundgebung zu erblicken, die, wie es dieser kirchlichen Behörde pflichtmäßig zustand, geeignet ist, die Gemeinden und die Geistlichen zu beruhigen und beide als gleichberechtigt anerkannte theologische Richtungen „zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden“ zu ermahnen.

Zum Schluß des Jahrgangs

Nicht ohne innere Bewegung lasse ich diese letzte Nummer unsers sechsten Jahrgangs ausgehn. Die Nr. 34 und ihre Folgen haben ein Element des Kampfes in unser Blatt eingeführt, das ihm sonst fremd war. Wenn man mir inmitten dieses Kampfes zugemutet hat, die Unparteilichkeit des Blattes dadurch zu bewähren, daß ich auch gegenteilige Meinung zu Worte brächte, so ging das über meine Kräfte. Unsre Gegner besaßen Organe genug, die ihre Sache führten, und kannten mehr Wege als wir, sich geltend zu machen. Wäre mir irgendein beachtenswerter, auf Verständigung und Ueberzeugung bedachter Aufsatz von gegnerischer Seite je angeboten worden, würde ich ihn mit Freuden aufgenommen haben und verpflichte mich dazu gern für die Zukunft. Aber mich darum zu bemühen konnte ich nicht für meine Aufgabe halten. Abweichende Meinungen zur Streitfrage sind, wie unsre Leser wissen, immerhin vertreten gewesen.

Unsre Friedensliebe werden wir, wills Gott, ferner beweisen. Aber für einen faulen Frieden, für eine Versumpfung des Streites sind wir, soweit es an der Christlichen Welt liegt, nicht zu haben. Dafür ist uns die Sache zu ernst. Es ist schwer zu sagen, was der Streit bisher geschadet oder genützt hat. Es ist aber meines Erachtens die heilige Aufgabe aller dabei innerlich Beteiligten, dafür zu sorgen, daß alle die Aufregung nicht vergebens sei.

In diesem Sinne und nicht als Rechthaberei bitte ich mir es auszulegen, wenn ich sage: ich bedaure von dem, was ich über den Erlaß des Oberkirchenrats geschrieben habe, kein Wort. Daß die in der heute mitgeteilten Zuschrift gegebene Auslegung möglich ist, gebe ich gern zu; ich will auch nicht bezweifeln, daß sie, soweit bei einem Kollegium von einer einheitlichen Absicht die Rede sein kann, der Absicht des Oberkirchenrats entsprechen mag. Aber die Vieldeutigkeit der Worte geht über die weise Zurückhaltung einer obersten Kirchenbehörde, wie ich sie mit Freuden anerkennen würde, weit hinaus. Damit ist nun aber auch die Kritik des Erlasses für uns abgeschlossen. Wie gern werden wir uns durch die kommenden Thatsachen unser Vertrauen zu der hohen Kirchenbehörde wieder stärken lassen.

Alles in allem habe ich nur zu danken für die Geduld

und das Verständnis, mit dem unser Leserkreis den Zumutungen, die der entbrannte Streit an ihn gestellt hat, entgegengekommen ist. Das ausdrücklich auszusprechen ist der Zweck dieses Schlußworts. Es war mir angesichts vieler unbeantworteter Zuschriften und sonst erfahrener Ermutigung Pflicht.

Gott der Herr aber möge fürs neue Jahr den Mitarbeitern wie dem Herausgeber schenken, was wir zu seinem Dienst an unserm Blatte brauchen: Seinen Geist, und damit beides in Einem: den rechten christlichen Wahrheitsernst und die rechte christliche Friedfertigkeit! D H

Für Weihnachten

(Ein Abreißkalender für das liebe Christenvolk) deutscher Zunge, mit biblischen Betrachtungen, kurzen Erzählungen und Gedichten, ist auf 1893 im vierten Jahrgang in der Buchhandlung des Erziehungsvereins zu Neukirchen bei Mörs zum Besten eben dieses Vereins erschienen unter dem Obertitel: Der christliche Hausfreund. Preis 1 Mk., 13 Stück 12 Mk. Der Kalender bietet für jeden Tag eine originale Schriftbetrachtung, deren Verfasser vermöge beigefügter Chiffre zu erfahren ist, dazu auf der Rückseite des Blattes eine Geschichte oder ein Gedicht. Wo ein Standpunkt hervortritt, ist es der streng kirchliche. Es ist alles Mögliche, was da geboten wird; ich bin überzeugt, daß vielen der Kalender ein lieber Geleitsmann durch das kommende Jahr werden mag. — Einen Abreißkalender für 1893 hat auch die Berliner Stadtmission herausgegeben. Preis 75 Pfg. Der Kalender hat die Form eines Kreuzes und enthält außer den üblichen astronomischen Angaben für jeden Tag einen Bibelspruch. R

(Der Heiland im Werden und Wirken) Ein Weihnachtsbuch von Hermann Friedrich Schmidt, Pastor der deutsch-evangelischen Kirche in Cannes. Basel, Detloff 1893. Vielen Lesern der Christlichen Welt ist der Verfasser ein alter Freund; andre kann er zu Freunden sich durch diese neue Schrift gewinnen. Sie ist wie manche Vorgängerin (Seligpreisungen, Gleichnisse bei Lukas, Naturpsalmen u. m. a.) eine im Leiden gereifte und ihm abgerungene Arbeitsfrucht; so ist sie dann auch wieder schlicht, wahr und warm. Gewidmet ist sie dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, dem vieljährigen Wintergast in Cannes. Ihr Inhalt will das erste Stück eines „Lebens Jesu als Erbauungsbuch“ sein, die Anfänge darstellend; ein „Passions- und Osterbuch“ soll folgen. Als Schlüssel dient dem Verfasser besonders der zweite Jesaias; dies und die Betonung der sozialen Seite des Christentums bezeichnet er selbst als zwei Eigentümlichkeiten seines Versuchs.

Dem Leserkreise der Christlichen Welt mag er noch durch ein Drittes besonders empfohlen sein, das „kurze offne Wort über die Quellen und die biblische Kritik.“ Seine Hoffnung wird nicht getäuscht werden, es möchten „diese Predigten selbst den Beweis liefern, daß der ganze Ernst der Buße und die volle Energie des Glaubens wohl vereinbar sind mit einer solchen kritischen Stellung zur Schrift, die ihr Kriterium in der Schrift selbst sucht; denn im Grunde fließt beides aus derselben Quelle, aus der Lust an der Wahrheit.“ Gerade weil der Verfasser den Kämpfen des Augenblicks so ganz entrückt ist, und weil alles, was er schreibt, den ewigen Kampf und Sieg bezeugt, der allen verordnet und verheißen ist, mag sein Wort Gehör finden, auch wo man jetzt sonst nichts hören will, als was dem eignen Lager entstammt. Th H

(Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom) Protestantische Blätter gesammelt von Paul Hille. Cöthen, Schettlers Erben, 1888; geb. 3,50 Mark. Vierzehn verschiedne Aufsätze sind hier zu einem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein vereinigt. Sie führen uns „geschichtliche Merkwürdigkeiten und denkwürdige Reiseziele“ vor Augen. Geschichts- und Reisebilder werden vom Standpunkte eines festen evangelisch-protestantischen Sinnes aus gezeichnet. Manches interessante Streiflicht fällt auf Persönlichkeiten und Ereignisse, die in den letzten beiden Jahrzehnten im Vordergrund allgemeineren Interesses gestanden haben. Die Aufsätze sind im geistreichen Stile des Feuilletons geschrieben. Besonders Freunden des Evangelischen Bundes, denen das Büchlein gewidmet ist, wird es eine willkommene Gabe sein. F G

(Unter Palmen) Schilderungen aus dem Leben und der Missionsarbeit der Europäer in Indien. Für das reifere Mädchenalter von Brigitte Augusti. Mit vielen Abbildungen von Professor Friedrich und Küchler. Leipzig, Hirt und Sohn, 1893; 4.50 Mk., in Prachtband 6 Mk. In dem Rahmen einer fesselnden Erzählung wird uns ein farbenreiches Bild aus dem Missionsleben in Indien vorgeführt. Der tiefe, fromme Ernst, in dem das Buch geschrieben ist, wird gewiß seinen Segen nicht verfehlen bei denen, die es mit dem Herzen lesen.

(Geschichte eines jungen Mädchens) Von Cornelia v. Levetzow. Autorisirte Uebersetzung nach der siebenten Auflage des dänischen Originals von L. Fehr. 240 S. 2,20, geb. 3 Mark. Eine Geschichte, schlicht und ergreifend, die jedes junge Mädchen gern und sicher nicht ohne Nutzen lesen wird. Es läßt sich ja nicht verkennen, daß die Hauptgestalt in einem gar zu verklärten Lichte gemalt ist. Der Schriftsteller soll sich hüten, das Religiöse in einer so idealen Form zu schildern, daß beim Leser der Eindruck des Lebensunwahren entsteht. Aber gleichwohl wird diese Lebensgeschichte manches junge Gemüt erfreuen und beseligen.

(Weihnachtsfestnummer) Der Sonntagsfreund, herausgegeben

zur Förderung der Berliner Stadtmission von Pastor Ernst Evers, versendet seine Weihnachtsnummer. Sie enthält ein Gedicht „Weihnachten,“ eine Festbetrachtung in Anlehnung an Luk. 2, 10 und außerdem vier kleine Weihnachtserzählungen mit sehr ansprechenden Druckbildern. 15 Exemplare kosten 50 Pfge., 30 = 90 Pfge., 60 = 1,60 Mk., 100 = 2,50 Mk., 200 = 4 Mk., 300 = 6 Mk., 400 = 8 Mk., 500 = 10 Mk., 1000 = 18,50 Mk. Der Ton, in dem das Ganze gehalten ist, ist schlicht, warm, stimmungsvoll. Die religiöse Ausdrucksweise ist durchaus mild und einfach und klar evangelisch. Ich kann diese Nummer den vielen Interessenten zur Verteilung vorbehaltslos empfehlen. F G

(Christ und Jude) Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert für das deutsche Volk in Stadt und Land. Von Karl Heinrich Caspari. Herborn, Nassauischer Kolportageverein; 60 Pfge., geb. 90 Pfge., elegant geb. 1 Mk. Auch Leipzig, Deichert (mit Bildern), 80 Pfge., geb. 1,40 Mk. Casparis Erzählungen bedürfen keiner besondern Empfehlung unsrerseits. Es genügt darum, unsre Leser auch auf obige Erzählung nur aufmerksam zu machen. R

Zur Beachtung

Der heutigen Nummer liegt das Inhaltsregister dieses Jahrgangs bei. Eine Uebersicht über „unsre Leser“ haben wir diesmal nicht gegeben, sie wird bei der wachsenden Zahl (jetzt 4190) immer schwieriger herzustellen.

Die nächste Nummer, Nr. 1 des neuen Jahrgangs, wird als Probenummer in größerer Auflage gedruckt. Sie erscheint am 29 d.; es wird also von unsrer Seite keine Pause oder Unregelmäßigkeit eintreten, man halte sich im Fall etwaiger Störung an seine Buchhandlung oder Postanstalt. Unsre neue Postnummer ist 1380.

Auch die „Chronik der christlichen Welt“ (Postnummer 1388) sei wieder angelegentlich empfohlen. Sie hat sich zwar im laufenden Jahr auf 1430 Besteller gehoben, aber das scheint uns in anbetracht unsrer Mühe und unsrer Absichten noch ein geringer Lohn. Vor allem: es hängt von der wachsenden Unterstützung unsers Unternehmens, die wir keineswegs nur bei den Freunden der Christlichen Welt suchen, das uns selbst so erwünschte Wachstum unsrer Leistungen ab.

Die Postabonnenten machen wir darauf aufmerksam, daß die Post bei verspäteter Bestellung die bereits erschienenen Nummern nur gegen die besondre Gebühr von 10 Pfge. nachliefert, Reklamationen also nicht an die Verlagsbuchhandlung, sondern an das Postamt zu richten sind.
D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Predigten
von
D. Friedrich Loofs
Professor an der Universität Halle
Gebunden Mk. 4.—

Halle a. S. **Max Niemeyer.**

Soeben erschien in unserm Verlage:

Aus der Geschichte des Apostolikums
Ein Vortrag
von
Lic. Dr. Thieme,
Privatdozent.
32 Seiten. Preis 50 Pf.

Leipzig **Dörffling & Franke**

Danksagung und nochmalige Bitte!

Auf die Bitte in Nr. 48 der Christlichen Welt für den armen augenkranken Cand. theol. zu einer Winterkur in Schreiberhau sind bis jetzt von 15 Gebern 94.60 Mk. eingesandt worden, die für 1 Monat reichen. Herzlichen Dank und Gott vergelt's! Wer hilft aber noch für die andern zwei Wintermonate? Sollte nicht in dieser Zeit der Liebe Gottes sich Menschenliebe noch weiter für den Armen, der sie auch gern einst predigen möchte, regen? — Gaben erbittet noch weiter

Oelse bei Freiburg i. Schl. **E. Gebhardt**
21. Dezember 1892. Pastor.

Soeben erscheint:
Zahn, Prof. Dr., Th., Erlangen, **Das Symbolum Apostolicum** nach sein. Geschichte u. s. Inhalt. ca. 7 Bg. gr. 8°. M. 1.35.
Wohlenberg, Pastor Lic., G., **Empfangen vom hl. Geist, geboren von d. Jungfrau Maria.** E. Schutz- u. Trutzschr., der christl. Gemeinde dargeboten. — 75 Pf.
A. **Deichert**sche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

Ein reizender Neujahrsgruß
ist der
Kapellenkalender für 1893
Preis Mk. 1.—. 11 Expl. für Mk 10.—

Ein sogenannter, in dieser Form und Gott Lob! auch in seinem religiösem Gehalt nicht mehr ungewöhnlicher „Abreiß-Kalender“, von einer ungenannten, aber in solchen kompendiösen Darbietungen bewährten Verfasserin. Die 365, 8½ cm langen und 5½ cm breiten Blättchen sind aufgeklebt auf einem aufstellbaren Karton, auf dem unten querherüber ein Blütenzweig und oben ein holdes Kirchlein auf duftigem, blaugrünem Waldhintergrund gemalt erscheint, während in die Ecke rechts als richtiger christlicher Kalenderspruch der Kehrreim des Gerhardtlieds gesetzt ist: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit.“ Die Blättchen tragen oben von links nach rechts die Jahreszahl, den Namen des Monats und dessen Gesamttagezahl, unterhalb in fetter Schrift die Datumszahl mit dem Wochentagsnamen darunter und zu beiden Seiten der letzteren Vermerke die Angaben über Auf- und Untergangszeiten der Sonne und des Mondes. Und wie Sonne und Mond verhalten sich die zwei geistlichen Gaben, welche das Blättchen in seinem unterwärts übrigen Hauptraum bringt, ein Bibelspruch, in reichster Abwechslung aus allen Teilen der Bibel geschöpft, und ein das Sonnenlicht der Offenbarung in sanftem Widerglanz reflektierender Vers, welcher dem Schatz sowohl des deutschen Kirchenlieds als auch der neueren religiösen Dichtung im weiteren Sinne (Gerok, Sturm, Kögel u. a.) entnommen ist. Die Auswahl ist mit ebenso genauer Kenntnis des Gotteswortes als des Liedergartens der evangelischen Gemeinde getroffen und zeugt von einem herzlichen und feinem Geiste, der die innigen Tröstungen und Stärkungen, die von oben stammen, dem Geschlecht unsrer unruh- und vielfach auch leidensvollen Tage reichlichst zuleiten möchte. So wirkt denn die Entgegennahme von Spruch und Vers aus diesem „Kapellen-Kalender“ gleich einer kurzen, andachtgesegneten Einkehr in einem lieblichen Kapellchen. Wenn aber der fast grausame Name „Abreiß-Kalender“ darauf hinweist, daß Blatt um Blatt vom Ganzen getrennt wird und schnell verwelken könnte, so möchte einem das Goethesche Wort einfallen: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?“ Mit andern Worten: Die seine Arbeit und der köstliche Inhalt ist es wert, daß man mit den einzelnen Blättchen so weit möglich wuchere für sich oder ein anderes. Legt sie also ins Portemonnaie oder ins Visitenkartentäschchen oder in euer neues Taschentestament und zieht es in einem Warte-Viertelstündchen irgendwo noch einmal hervor oder gebt's gelegentlich in eine andere Hand als fliegendes Samenkörnlein hinüber: wer weiß, was es für Segen stiften kann.

Ravensburg, Württemberg. Gotthold Knapp.

Spezialsortiment für evang. Litteratur und Kunst
Rethwisch & Seeler, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 11.

Höhenluft!
Billigen **Winteraufenthalt** fände ein junger Mann in einem schweiz. Pfarrhause. Höhe 1100 Mtr; großartige Umgebung. Besonders geeignet zur Examensvorbereitung. Pensionspreis etwa 1,50 Mk.
Anfragen unter **T. S.** befördert die Exped. d. Chr. Welt.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth** u. **Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Ein ländl. Grundstück, Haus mit großem Garten, der Pfarre unmittelbar benachbart, zu einer Anstalt f. innere Mission geeignet, jetzt käuflich. Kaufpreis 10 000 Mk. einmalige Bauten und jährliche Unterhaltungskosten zunächst 6 000 Mk. Beabsichtigt Nervenerholung für Eisenbahnbeamte oder Telephonisten. Freistellen und Bäder. Begüterte Wohlthäter werden um Stiftungsgelder gebeten. Auch kleine Sammelgaben erwünscht. Auskünfte u. behördl. Bescheinigungen gern verabfolgt. Off. unt. **O. G. 23.** befördert d. Exp. dieses Blattes.

Joh. 5, 5. Ein Mädchen, ev. luth., 38jähr., gelähmt von Jugend auf, zur Schule getragen, schmerz- u. bresthaft. arbeitsunfähig, deren bisherige Pflegerin, die Mutter, (kränkliche Tagelöhnerin) jetzt gestorben, soll unterstützt werden durch Bildung eines Fond, dessen Zinsen zu Unterhalt und Pflege dienen sollen. Große und kleine Gaben erbittet sub. **Bethesda Pfarramt Michelwitz, Lucka,** Sachs. Altenb.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Hefte zur christlichen Welt
Nr. 1 **Der rechte evangelische Glaube**
von Pfarrer D. Rade
Preis 40 Pfennig
Nr. 2 **Zur Würdigung des Apostolikums**
von Professor D. Kattenbusch
Preis 40 Pfennig

Chronik der Christlichen Welt

Chronik der Christlichen Welt

Zweiter Jahrgang

1892

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892